

Mittelalterliche Keramik in der weiteren Röchlicher Pflege zur Zeit der deutschen Herrschaft.

Von Oberlehrer Dr. Pfau.

Zu den nachweislich ältesten gewerblichen Beschäftigungen der Bevölkerung unseres Landes gehört die Töpferei, die bereits in der Steinzeit, vor etwa 4—5000 Jahren, also lange vor Christi Geburt, auch in unsrer Gegend eine hohe Blüte aufwies. Natürlich hat im Laufe der Zeit die Töpferei un-
gemein große Wandlungen erfahren. Vor allem änderte sich die Technik, die Herstellungsart der keramischen Erzeugnisse; tiefgreifende Erfindungen, wie diejenige des Brennofens, der Drehscheibe, der Glasur, der zahlreichen Bemalungstoffe, ferner das Entdecken neuer Erden ließen Gefäße in späterer Zeit entstehen, deren Eigenart der Vergangenheit ganz fremd war. Dazu kommt, daß allerhand Aenderungen im Wohnraum des Menschen neue Aufgaben an den Töpfer stellte; in geschichtlicher Zeit entstanden z. B. die Rachenöfen. Wann und wie solche Neuerungen in den verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten auftraten, das zu erforschen ist Aufgabe der Altertumskunde.

Die Archäologie kann bei ihren Untersuchungen auf dem Gebiet der Töpferei ganz verschiedene Zwecke verfolgen; zunächst wird sie natürlich das Studium der Keramik um ihrer selbstwillen ohne jede Nebenabsicht betreiben: Der Altertumsforscher will in erster Linie nur nachweisen, wie zu einer bestimmten Zeit das Geschirr, überhaupt die Töpferware, aussah. Die Aufschlüsse, die der Archäolog uns durch diese Bestrebungen gibt, werden ungemein wichtig für viele andere Zweige menschlichen Wissens und Könnens, zunächst für das Gebiet der Volkskunde; will letztere doch mit dartun, unter welchen wohnlichen Verhältnissen die Bevölkerung des Landes in den einzelnen verschiedenen Zeitaltern lebte! Das Tongeschirr gehört schon seit Jahrtausenden zu dem in der Hand unsres Volkes mit am meisten gebrauchten Gerät; einen volkstümlichen Haushalt ohne Töpferware können wir uns kaum recht vorstellen. Die Volkskunde, die uns zu zeigen sucht, wie es zu der oder jener Zeit in der Küche und in der Stube des Bürgers und Bauern aussah, welches hier das beliebteste oder am meisten gebrauchte Geschirr war, muß sich Rat bei der keramischen Forschung holen.

Letztere gibt ferner auch dem Historiker für manche Arbeit äußerst wichtige Hilfsmittel zur Hand, die leider noch lange nicht genug gewürdigt werden. Wo Menschen hausten, wo Familien ihre Wohnung haben, da wurden und werden Tongefäße in Unzahl gebraucht, aber auch verbraucht, zerbrochen; in und bei menschlichen Wohnstätten entstehen zahlreiche Bruchstücke von Geschirr aller Art. Wird eine Siedlung aus irgend welchem Grund aufgegeben, so bleiben diese Scherben liegen und zeugen später von dem ehemaligen menschlichen Tun an der betreffenden Stätte. Der Geschichtsforscher kann aus der Art der vorgefundenen Scherben, falls er sie richtig zu schätzen weiß, manch wichtigen Schluß ziehen, vor allen Dingen über die Zeit, in welcher die Siedlung einst belebt war. Wenn die Keramik von der Orts-
geschichte allgemein beachtet wird, dann dürfte aus der einschlägigen Literatur manche abgeschmackte Angabe verschwinden, zumal was die Zeitbewertung alter Ruinen, Wüstungen u. dergl. anbelangt. Was nützt es der Wissenschaft, wenn ohne jeglichen Grund z. B. ein Autor von einer solchen Stätte behauptet, die betreffende Siedlung sei schon in der Wendenzeit eingegangen, während ein anderer die Ansicht aufstellt, die Wohnstätte sei im Hussitenkrieg oder gar im Sturm des dreißigjährigen Kriegs untergegangen? Solche äußerst widersprechende Ansichten werden im voraus unmöglich, wenn der Geschichtsschreiber die Ergebnisse keramischer Forschung bei der Untersuchung eingegangener Siedlungen mit zu verwenden sucht. Selbst die ungemein wichtige Frage, wann unsere Flurgrenzen sich festgelegt haben, läßt sich mit Hilfe keramischer Kenntnisse sicherer erörtern und zum großen Teil beantworten. Ich habe im 3. Hefte des Röchlicher Geschichtsvereins eingehend auf Grund von Funden an einer großen Anzahl von Beispielen erörtert, daß in der Hauptsache die Grenzen unserer Ortsfluren bereits in vorgeschichtlicher Zeit, vor Jahrtausenden, festgesetzt oder wenigstens vorgezeichnet worden sein müssen. Die Urbevölkerung feierte offenbar auf der Ortsmark Opfer, Festgelage, bei denen allerhand Geschirr mit zerbrochen wurde, dessen Scherben in Gemeinschaft mit zertrümmerten Steinhämmern, Steinplänen

u. dgl. noch heute sich im Boden gewisser Aecker an den Grenzen nachweisen lassen. Die mittelalterliche Kirche nahm vieles aus dem Heidentum herüber, sicher auch die Grenzsteine, die nur christlich symbolisch umgedeutet wurden: Aus dem altheidnischen Grenzkuhl, der übrigens auch bei den Römern Brauch war, entwickelte sich in katholischer Zeit offenbar die Sitte der Flurumgänge, der Flurprozessionen, der Gregoriusfeste u. dergl., die sich z. T. bis in unsere Zeit erhalten haben. Es ist nach den Funden auf unseren Grenzäckern gar nicht zu bezweifeln, daß selbst in katholischer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch, noch gelegentlich der Flurumzüge eine Art Schmauserei auf einem Punkt der Ortsmark stattfand, wovon ebenfalls allerhand Gefäßtrümmer liegen blieben. Wahrscheinlich spielten sich diese alten Feierlichkeiten oft an einem Stein ab, weshalb diese fundreichen Aecker an der Grenze in unserer Gegend ganz gewöhnlich „Steinacker“ oder ähnlich heißen. Man errichtete hier wohl auch als eine Art Merkzeichen einen zusammengeschaukelten Erdhaufen, der viele Scherben enthielt, wie wir dies an einem aus der Steinzeit stammenden künstlichen Buckel auf unserer Rößwizer Grenze sehen können. Der Stein oder der Erdhaufen mit dem umliegenden Geröll von Scherben, zerbrochenen Steinhämmern, Hufeisen u. dergl. bildete für die Gemeinde eine Art Markzeichen. Vielleicht hängt mit dieser Eigentümlichkeit der Umstand zusammen, daß in späterer Zeit unter den Grenzstein ganz gewöhnlich Scherben als „Zeugen“ gelegt wurden? Sicher läßt sich in manchen Fällen aus diesen Gefäßtrümmern ebenfalls nachweisen, um welche Zeit etwa der alte Grenzstein gesetzt worden ist. Derartige Aufschlüsse zu erbringen, würde eine recht dankenswerte Aufgabe für unsere Geometer sein.

Die keramische Forschung wird auch wichtig für die Kunst und das Kunsthandwerk. Der Maler, der z. B. eine Szene darstellen will, die in einer mittelalterlichen Stube spielt, etwa ein Festgelage, muß sich darüber im klaren sein, wie das Tongefäß im Mittelalter aussah; er muß auch wissen, ob sich der Bauer anderen Geschirrs bediente, als der Ritter. Auch der Künstler der Plastik wird mitunter mittelalterlicher keramische Kenntnisse nicht entbehren können, zumal bei Restaurierungen in Kirchen, bei Einrichtungen mittelalterlicher Zimmer auf Burgen u. dergl. Soll z. B. eine Tonfigur in einer Kirche ergänzt werden, so hat der damit Beauftragte unbedingt zu wissen, ob zu der Zeit, in welcher die Figur zu denken ist, die Glasur überhaupt schon in der Gegend bekannt war, oder ob eine bestimmte Glasur für damals sich noch nicht nachweisen läßt. Will der Künstler ein echtgotisches Zimmer einrichten, so wäre es doch stilwidrig, wenn die aufgestellten Tongefäße Techniken zeigten, die erst in der Neuzeit entstanden sind. Gerade das Kunstgewerbe, welches in unserer Zeit so mächtig aufgeblüht ist, muß es mit Dank empfinden, wenn ihm die archäologische Forschung Vorbilder, Muster verschafft, und wenn dies zunächst auch nur auf Grund von Bruchstücken geschähe, denn auch von einem Scherben läßt sich recht viel ablesen über die keramische Fertigkeit alter Zeit, sei es was eingeprägte oder erhabene Ornamente anbelangt, sei es was Glasur, Gliederung, Fentelung, Größe, Masse, Brand u. ä. betrifft.

Wir dürfen wohl ohne jede Uebertreibung behaupten, daß wir — was keramisches Wissen anbelangt — am schlechtesten bestellt sind in Bezug auf die deutsch-mittelalterliche Zeit; das gilt auch ganz besonders von Sachsen. Man kann viele unserer Museen durchmustern, ohne unter den ausgestellten Gegenständen überhaupt ein einziges einschlägiges Belegstück dieser Zeit zu finden, und in anderen Museen gehören derartige Anschauungsobjekte regelmäßig zu den Seltenheiten. Tongerät aus der Stein-, Bronze-, Wendenzeit, das viel älter als unser deutsch-mittelalterliches Geschirr ist, trifft man hingegen ganz gewöhnlich an, mitunter sogar in erstaunlicher Fülle. Der Grund dieser Eigentümlichkeit ist bekannt: In den vorgeschichtlichen Zeiten gab man dem Toten ins Grab eine Unmenge von Tongerät, das nun der Archäolog ausgräbt und im Museum aufstellt. In der deutsch-mittelalterlichen Zeit erhielt der Verstorbene so gut wie nichts von keramischen Erzeugnissen mit in seine letzte Stätte. Derjenige, welcher Forschungen über die Töpferei des Mittelalters anstellen will, hat schon aus diesem Grunde keine Aussicht, mit verhältnismäßig leichter Mühe eine so große Sammlung von Tongeschirr, zumal von guterhaltenem, aufzufinden, wie der Prähistoriker. Ersterer muß schon zufrieden sein, wenn er einige ornamentierte Scherben, die durchaus — wenigstens in unserer Gegend — nicht häufig sind, bald entdeckt. Bei der großen Wichtigkeit, welche auch die deutsch-mittelalterliche Keramik für uns in mannigfacher Beziehung besitzt, sollte aber die Schwierigkeit und die geringe Dankbarkeit der Forschung trotzdem nicht abhalten, mehr einschlägige Untersuchungen in größerem Maßstabe, als dies bisher geschehen ist, vorzunehmen, zumal von ortsgeschichtlichen Vereinen. Freilich, prunkende Ausstellungsobjekte ergeben diese Forschungen nicht!

Es fragt sich zunächst: Wie können solche Forschungen am besten betrieben werden? Es ist selbstverständlich, daß derjenige, welcher sich diesem Studium widmen und einschlägige Gegenstände selbst sammeln will, eine gewisse Vorbildung haben muß. Er möchte die verschiedenen Stilrichtungen des Gewerbes und der Kunst kennen; er möchte sein Auge für Auffinden schulen, damit sein Spürsinn bald wichtige Ausgrabungsstellen entdecken kann. Vor allem muß sich der Forscher darüber vollständig im klaren sein, wie die Tonware seiner Gegend vor und nach dem deutschen Mittelalter ausah; er muß also prähistorische und spätgeschichtliche Untersuchungen in seiner Gegend anstellen: Sonst ist es ihm nicht möglich, wirklich wissenschaftlich zu arbeiten, das heißt gründlich nachzuweisen, wie und wann sich eins aus dem andern entwickelte, was als besonderer Aufschwung zu verzeichnen ist. Unsere deutsche Keramik des Mittelalters ist schließlich doch nur ein Glied in der großen Kette einer vieltausendjährigen Tätigkeit auf dem Gebiete der Tonbildnerei. Aus diesem Grunde beschränkt sich auch unsere Ausstellung hier in diesem Saale durchaus nicht auf keramische Erzeugnisse des deutschen Mittelalters, sie beleuchtet vielmehr die Töpferei in unserer Gegend im ganzen Verlauf, auf einen Entwicklungsgang von 4- bis 5000 Jahren, und sie bringt Stücke aus allen Zweigen der Keramik, nicht nur aus der Geschirrtöpferei.

Wenn der Forscher nun seine Vorbildung hat, so ist für ihn die wichtige Frage: Wo soll er nachsuchen? Die Antwort hierauf ergibt sich in der Hauptsache aus dem schon oben Gesagten. Der Archäolog wird sich zunächst nach alten Ruinen, zumal von Burgen begeben, die allem Anschein nach aus gewissen Gründen deutsch-mittelalterlicher Zeit entstammen. Von derartigen Burgen ist meist nicht einmal der Name bekannt, sie werden in keiner Urkunde erwähnt; aus Funden, z. B. Werkstücken, aber geht oft schon hervor, daß sie romanisch waren, wohl auch noch in gotischer Zeit bestanden. Sind keine baulichen Ueberreste vorhanden, so muß der Forscher sich zunächst vergewissern, daß an der Trümmerstätte nicht die wendischen Scherben in Masse vorkommen, weil er sonst an seine Grabarbeit mit ganz falschem Vorurteil herantreten würde. In unserer Gegend finden sich derartige Ruinen im Fürstenwald bei Hermsdorf und in Stollsdorf. An beiden Stätten habe ich wendische Scherben nicht nachweisen können. Die Fürstenwalder Burg ergab bei früheren Nachgrabungen aber romanische Werkstücke¹⁾; die jüngste Münze, die dort gefunden worden ist, stammt aus der Zeit um 1400. Ueber die Burg ist gar nichts Urkundliches vorhanden. Sie ging wahrscheinlich um den Beginn des 15. Jahrhunderts ein; glasierte Scherben habe ich an ihr bis jetzt nicht entdecken können. Die Stollsdorfer Ruine kam erst in neuester Zeit durch Steinbrucharbeit zur Kenntnis. Nach ihrem geringen Umfang, sowie aus der Art der Anlage zu schließen, dürfte sie von einem sogenannten Burgstall herrühren, der gegen Ausgang des Mittelalters, als die Burgställe wohl keinen Zweck mehr hatten, verfiel. Hier kommen glasierte Scherben vor. Von beiden Ruinen sind in unserer Ausstellung Gefäßtrümmer vorhanden.

Aus der Unmasse von Scherben, die an älteren ritterlichen Sizen sich vorfinden, geht klar hervor, daß das Tongefäß hier ehemals eine große Rolle spielte und es gar nicht zu bezweifeln ist, daß sich auch die Glieder der Herrenfamilie des könernen Geschirres beim Essen und Trinken bedienten. Die Ansicht, die man in der einschlägigen Literatur ganz gewöhnlich vertreten findet, daß um die Blütezeit der mittelalterlichen Literatur die höheren Familien von Metall zu speisen, aus kostbarerem Geschirr zu trinken pflegten, läßt sich schwerlich halten; jedenfalls ist davor zu warnen, in solchen Fragen zuviel auf die Darstellungen der mittelalterlichen Poesie zu geben. Natürlich kommen mittelalterliche Scherben auch an den Stätten von Burgen vor, die früherer Zeit entstammen, aber noch jetzt bewohnt werden, z. B. im Rochlitzer Schloß. Freilich an solchen Stellen Nachforschungen anzustellen, ist im allgemeinen wenig aussichtsvoll, wenn nicht besonders günstige Umstände mitwirken; derjenige, welcher an derartigen Stellen, auch bei Erdarbeiten innerhalb von Städten, Kirchen und dergl., Studien anstellen will, möchte schon eine gewisse Kenntnis im Bewerten alter Gefäße haben. Im hiesigen Burgverließ, das um 1390 gebaut ist, fand ich in Gemeinschaft mit alten Scherben einen böhmischen Groschen, der um 1450 zu setzen ist. Man darf deshalb wohl annehmen, daß der Fund, der hier mit ausgestellt ist, in der Hauptsache von dem Ausgang des Mittelalters herrührt. Unsere Sammlung enthält auch Gefäßtrümmer aus dem Grunde der verfallenen Burg zu Köhren. Dieselbe steht nach Ausweis der Fundgegenstände an

¹⁾ Vgl. darüber: Archiv für Sächs. Geschichte, Bd. I; Steche, Beschreibende Darstellung z. Heft XIV u. a.

einer Stätte, die zweifellos schon vor der deutschen Zeit eine wichtige Rolle im Volksleben gespielt hat. Hat sich der Forscher an Stellen wie den geschilderten eine umfassendere Kenntnis der mittelalterlich-deutschen Keramik verschafft, so kann er sich auch nach Stätten begeben, wo voraussichtlich für ihn weitere Ergebnisse zu erwarten sind, zunächst nach den vermutlichen Kultstellen auf den Dorfgrenzen, von denen wir oben sprachen. Zu diesen Vertlichkeiten sind auch die prähistorischen Wallanlagen, wenigstens in der Rochlitzer Pflanzung, zu rechnen. Nach meinen Darlegungen im 3. Heft des Rochlitzer Geschichtsvereins müssen unsere Wälle, die alle auf dem Grenzgebiete des Dorfes, von der Ortschaft meist sehr weit weg, liegen, in erster Linie zur Abhaltung religiöser Handlungen errichtet worden sein; sie sind wohl die Stellen alter heiliger Haine, die aber im Kriegsfall schließlich mit zur Verteidigung dienen konnten, wie ja auch viele unserer alten Kirchen mit für militärische Zwecke eingerichtet wurden. Ich habe ungefähr 60 derartiger ehemaliger Kultstellen auf den Grenzen eingehend untersucht. Das hier vorkommende Geschirrt entstammt teils der Wendenzeit, teils der folgenden Epoche, also der deutsch-mittelalterlichen. In unserer Ausstellung sind auch von diesen Stätten zahlreiche Belege vorhanden.

Selbst Einzelfunde können dem Forscher günstigen Falles mit vorkommen. Leute vom Lande sprechen oft davon, daß sie bei irgend einer Erdarbeit auf einen alten vergrabenen Topf gestoßen sind, der sofort zerbrochen und dann weiter verfüllt wurde. Denn bei dem niedern Volk herrscht noch stark die Ansicht, man dürfe solches Geschirrt nicht angreifen, da etwas Verbanntes darin sein könnte. Sicher rühren auch viele derartige Töpfe von früheren abergläubischen Handlungen her; man verbannt doch noch jetzt mitunter Krankheiten in die Erde dadurch, daß man abgeschnittene Haare, Fingernägel, Zähne oder sonstige Teilchen des menschlichen Körpers, auch Reste von Kleidungsstücken in den Boden unter Anwendung abergläubischer Formeln versenkt, dazu sich wohl auch alter Töpfe bedient. Ich selbst habe 2 Gefäße aufgefunden, von denen ich annehmen muß, daß bei ihrer Begrabung abergläubische oder heidnisch-religiöse Anschauung mitgespielt hat. Beide Gefäße waren vollständig leer; das Verbannte wäre also wohl verwest, vergangen. Den Fund ergab meine Nachgrabung in einem Buschholz hinter Poppitz, im sogenannten Kefling. Die dortige Stelle ist seit altwendischer Zeit bis etwa in das 14. Jahrhundert herein benutzt worden, wie die zahlreichen Funde ergeben. In der vorgeschichtlichen Zeit benutzte man den östlichen Teil der Stätte, wo sich auch ein mächtiger Spitzwall befindet, in späterer Zeit den westlichen. In letzterem stieß ich u. a. auf eine große Brandstelle, die ursprünglich stark mit Lehm überzogen worden war, der sich dann im Feuer verziegelt hatte. Auf der Brandstelle lagen mehrere Stücke großer Messer, Unmassen von Scherben, zerbrochene Hufeisen, große Tierzähne u. a.; ich vermute, daß man hier noch in ziemlich später Zeit ein Pferdeopfer gefeiert hat. Als ich die Lehm-schicht durchschlug, kam ich etwa in Meterniefe auf ein in den Felsen eingearbeitetes Behältnis, das mit Steinen ausgelegt und mit Lehm verstrichen war, auch Scherben, eine Art, einen unkenntlichen Brakteaten, eine zerbrochene Sichel wendischer Art enthielt. In dem verziegelten Lehm war eine hier mit ausgestellte Tonbüchse eingebettet, die genau west-ost lag. Etwas weiter hiervon stieß ich unter den Rasen auf eine mit Steinen wie gepflasterte Stelle. Ungefähr in der Mitte lag unter einer Platte ein kleines topf-artiges Gefäß.

Wenn man annehmen dürfte, daß solche uns unter so eigenartigen Umständen überlieferte Gefäße mit altem Kult zusammenhängen, so könnte man hieraus vielleicht auch einen Schluß über den Zweck jener Gefäße ziehen, die mitunter in Mauern alter Gotteshäuser vorkommen. Die mittelalterliche Kirche, die sich dem einheimischen Heidentume im Missionslande überall nach Möglichkeit anzuschmiegen suchte, wußte vielleicht, daß bei unseren Wenden das Einmauern von Gefäßen gelegentlich gewisser Kulturhandlungen eine Rolle spielte, und suchte deshalb auch diesem Brauche, dem sie irgend welchen kirchlichen Sinn unterstrebte, ebenfalls zu entsprechen. Die Gefäße, die sich in Kirchenmauern eingebettet vorfinden, bezeichnet man gewöhnlich als Schallgefäße. Ich kann mir aber gar nicht vorstellen, daß solche verhältnismäßig kleine im Innern dicker Wände verborgene Töpfe auf die Akustik irgend welchen Einfluß ausüben sollten. Sehr schöne derartige Tongefäße wurden vor wenig Jahren in der Nicolaikirche zu Grimma gefunden. Eins davon stand aufrecht in der Mauer; man glaubt, aus phosphorhaltigen Bröckelchen, die in ihm lagen, schließen zu müssen, daß sie zerfallene Knochen enthielten.²⁾ Der Fund, der meines Erachtens spätestens der Zeit um 1300 angehört, gelangte in das Museum des königlichen Altertumsvereins zu Dresden.

²⁾ Den Fundbericht, vergl. Gurlitt, „Beschreibende Darstellung“ 2c. XIX, S. 95.

Von den mittelalterlichen Kirchengefäßen aus Ton haben sich ferner besonders verschiedene in den Altartischen erhalten. In katholischer Zeit enthielt wohl — auch in unserer Gegend — jeder Altar seine Reliquie. Die Platte des Altartisches zeigte regelmäßig in der Mitte ein viereckiges Loch, in welchem man die Reliquie verbarg. Dieselbe wurde in einer kleinen Tonbüchse verwahrt. Eine solche Tonbüchse, aber jetzt leer, überliefert z. B. der Altar zu Ebersbach; ebenso wurde kürzlich im Altar zu Schlagwitz eine gleiche Büchse vermauert vorgefunden, worin sich noch unkenntliche Reste der Reliquie, beziehentlich des Beglaubigungsschreibens, erhalten hatten. Diese beiden Büchsen bestehen aus starkgebranntem Ton, sind ohne jede Verzierung, bauchig, unglasiert, grau von Farbe, etwa 8 bis 10 cm hoch, haben überhaupt genau dasselbe Aussehen und dieselbe Größe, wie jene als Wichsbüchsen im Handel noch heute üblichen Gefäße. Merkwürdigerweise kommen Bruchstücke von solchen Büchsen auch sehr oft auf unseren Grenzkultstellen vor; in dem Poppiger Kefling habe ich sie auch ausgegraben. Es kann demnach kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Art von Gefäß im Mittelalter eine ganz besondere Rolle gespielt hat bei Kulthandlungen; vielleicht waren diese Büchsen ursprünglich z. T. als Salbengefäße üblich. Es mag hier überhaupt erwähnt werden, daß augenscheinlich viele unserer kleinen Tongefäße merkwürdiger Form, wie sie der Kaufmann, der Apotheker, der Drogist führt, schon im Mittelalter ihre Vorgänger gleichen Aussehens haben.

Der Schoß der Erde birgt ferner Töpfe, die einem recht weltlichen Zweck dienen: Ich meine jene Gefäße, in denen in alter Zeit Geld und Wertfachen vergraben wurden. Münzfunde in tönernen Töpfen werden bei Erdarbeiten ziemlich oft gemacht; aber leider wird dabei selten das entdeckte Geschirf beachtet und aufgehoben, das vielmehr regelmäßig in Trümmer geht. Einen mittelalterlichen Münzentopf habe ich noch nicht erhalten können; ein hier in unserer Sammlung ausgestellt Geldtopf, der ganz modern anmutet, entstammt zweifellos dem dreißigjährigen Kriege, ist also etwa 250 Jahre alt, da die jüngsten ehemals darin befindlichen Geldstücke der Zeit jenes Krieges angehörten.

Aber nicht nur an Funden wie den geschilderten kann der Forscher keramische Studien anstellen; mitunter findet er in seiner Gegend auch Darstellungen und Nachbildungen mittelalterlicher Gefäße. Druckwerke und Schriftstücke, die für den angedeuteten Zweck in Frage kommen könnten, dürften freilich bei uns urjetten sein. Selbst wenn eine Abbildung mittelalterlicher Zeit einmal ein Gefäß vorführt, das für die Keramik in Frage kommen könnte, so wird sich doch in einem so seltenen Fall meist nicht einmal genau nachweisen lassen, ob dasselbe wirklich aus Ton, nicht aber aus Holz, Glas, Metall besteht. Mehr Anhalt geben in dieser Beziehung bemalte, plastische Bildwerke, vor allem die Altarschreine, die für unsere in Rede stehende Forschung merkwürdigerweise noch auffällig wenig verwertet worden sind. Der Rochlitzer Kunigundenaltar z. B. führt uns in seiner Predella das hl. Abendmahl vor. Der Tisch desselben ist hier ganz im Geschmack derjenigen Zeit ausgestattet, in welcher der Altar entstand, d. h. 1513. Unter den Gefäßen, welche bei dieser Abendmahlsfeier gebraucht werden, fällt vor allem ein Krug auf, der auf weißem Grund ein prächtiges, blaues Renaissance-motiv aufweist, außerdem noch geschriebene Namen trägt. Es ist dieser Krug für unsere Gegend das älteste Beispiel dafür, daß auf Töpferware Schrift vorkommt. Heilige, die mit Töpfen abgebildet werden, gibt es mehrere; ich erwähne hier nur den Patron der Töpfer, den hl. Goar, der im 6. Jahrhundert als Einsiedler in Trier gelebt haben soll. Möglicherweise läßt sich sein Bild auch auf sächsischen Altarwerken nachweisen.

Bei Untersuchungen über mittelalterliche Töpferei wird man schließlich auch Gefäße aus anderem Stoff als Ton zur Vergleichung heranziehen müssen. Wir wissen zur Genüge, daß in alter Zeit zu einer bestimmten Epoche ein und dieselbe Geschmacksrichtung Kunst und Handwerk gleichmäßig beherrschte. In der Gotik z. B. wandte man die zeitgemäßen Motive, wie Phiale, Kreuzblume, allerhand Maßwerk mit Fischblase, Paß, Lilie usw. nicht nur in der Baukunst an, sondern auch z. B. in der Tischlerei, Weberei, Goldschmiederei, Schnitzerei usw., in dem einen Fach mehr, im anderen weniger: Der Kelch der gotischen Zeit, die gleichaltrige Monstranz, der Taufstein — alle diese Gegenstände spiegeln durch Verwendung vor allem des Maßwerkes den gotischen Geschmack wieder. Es ist kaum anzunehmen, daß die Töpferei vom allgemeinen Zeitgeschmack ganz unbeeinflusst blieb; vielmehr darf man schon im voraus vermuten, daß auch sie wenigstens die einfachsten Ornamente des Zeitstils nachzubilden suchte. Im allgemeinen hat der romanische Stil eine große Anzahl recht einfacher Motive, wie Rundbogenfries, Stäbchenfries, Zahnschnitt, geschachte Muster u. dergl. — Die Taufsteine der romanischen Zeit, auch in Rochlitz, zeigen ganz gewöhnlich Rundbogen- und Stäbchenfries, also Verzierungsarten, die sicher auch der Töpfer ohne große Mühe wiedergeben konnte.

Diese Bemerkung führt uns zu der Frage: Wie sah das mittelalterliche deutsche Gefäß unserer Gegend aus? Es würde kaum lohnend sein, eine ausführliche Antwort hierauf im Vortrag selbst zu geben; denn alle Beschreibung der Tonware würde doch nicht in dem Grad die Anschauung erzeugen, wie die Besichtigung unserer reichhaltigen Sammlung selbst. Ich beschränke mich deshalb im Vortrag auf eine Anzahl allgemeinerer Bemerkungen. Die wendische Töpferei hörte sicher mit dem Eindringen der Deutschen in unserer Gegend bei weitem nicht auf; wir müssen sogar annehmen, daß die Töpferei noch lange ausschließlich in den Händen der altangesessenen Bevölkerung blieb, die meist als Unfreie angesehen wurden. Im Rochlitzer Amt zahlten die Töpfer zur Zeit des Mittelalters einen Eierzins, der meist ein Zeichen der Unfreiheit ist.³⁾ Deutsche Töpfer kamen wahrscheinlich erst später in die Gegend, vielleicht erst zu der Zeit, als sich die Städte und das zünftige Handwerk herausgebildet hatten. Meines Erachtens muß man demnach in der wendischen Keramik zwischen einer alten und neueren Epoche unterscheiden. Es gibt bei uns viel wendisches Geschirr, an welchem keine Spur von Drehscheibe bemerkbar ist, und ich kann es noch gar nicht als wirklich erwiesen ansehen, daß die Wenden vor dem Einrücken der Deutschen in unsere Gebiete die Drehscheibe schon kannten. Es wäre recht leicht möglich, daß das zahlreiche wendische, mit der Drehscheibe hergestellte Geschirr, wie es so oft in prähistorischen Wällen vorkommt, erst in oder um die Kolonisationszeit zu setzen ist. Mit einer solchen Annahme ließe sich auch leicht erklären, weshalb diese Töpferware so lange als Verzierungsart das Wellenornament, das doch so oft die größte Ähnlichkeit mit dem romanischen Rundbogenfries hat, beibehielt. Uebrigens liegen die Trümmer dieses wendischen Geschirres ganz gewöhnlich mit Scherben zusammen, die in vollständig gleicher Art in deutsch-mittelalterlichen Ruinen massenhaft vorkommen und eine ganz neue Technik, einen neuen Geschmack verraten, also zweifellos auf Einfluß einer deutschen Keramik zurückzuführen sind. Das wendische Gefäß unserer Gegend hat nie einen Henkel, fast gar keine Gliederung am Ausgußrand. Die Masse ist regelmäßig ungemein grob, die Farbe meist rotgelb; von einer Abwechslung der Form kann in der wendischen Keramik, die allem Anschein nach nur dickwandiges, grobes, plumptes Geschirr lieferte, kaum die Rede sein. Als Verzierung kennt der wendische Töpfer neben dem Wellenfries nur Reihen von Narben, Punkten und verschiedene mitunter geschmacklose, kaum zu beschreibende Linienzusammenstellungen, alles Ornamentierungsarten, die regelmäßig mit einem Ramm eingerissen werden.

Von diesen älteren Erzeugnissen der einheimischen Töpferei hebt sich das folgende, jüngere sehr vorteilhaft ab, das meist ziemlich dünne Wandung und zierlichere Form zeigt. Stets ist letzteres mit der Drehscheibe hergestellt, seine Masse besser geschlemmt, wenngleich dieselbe nach heutigem Begriff zunächst immer noch etwas grob erscheint. Das deutsch-mittelalterliche Gefäß, zumal das romanische, weist oft bläulich-schwarze Färbung auf, die sicher dadurch hervorgebracht worden ist, daß man im Brennofen grünes Holz, Laub oder Gras mit verbrannte. Ungemein verschieden äußert sich das Gefäß im Bezug auf Form und Größe; doch habe ich niemals bisher Pfannen angetroffen, während es schon die tönernen Tiegel, die heutzutage bei unserer veränderten Ofenanlage in der Gegend wieder ganz verschwunden sind, gab. Sehr oft wurden schalenförmige Gefäße, mit einem Knopf zum Halten, gebraucht, zumal auf den Grenzschanzstellen. Schüsseln und Teller aus Ton waren offenbar nicht beliebt, wohl aber allerhand Töpfe, Töpfchen, Kröpfe, Kübel, Büchsen, Kachelgefäße. Ihre Konturen sind meist geschwungen; doch kommen auch geradlinige Gefäßkonturen vor, die ich bei dem wendischen Geschirr nie angetroffen habe. Das Ausgußrohr und die Ausgußrinne als selbständiges Glied scheint unser deutsch-mittelalterlicher Töpfer ursprünglich gar nicht gekannt zu haben; ich habe bisher nur einmal ein — meines Erachtens — mittelalterliches Ausgußrohr gefunden. Dasselbe ist im Durchschnitt ziemlich herzförmig und ist so unbeholfen auf dem Gefäßbauch angebracht, daß man wohl schließen darf, die Verwendung dieses Gliedes sei für den Töpfer etwas Ungewöhnliches gewesen. Es sei hier darauf hingewiesen, daß die romanischen Metallgefäße sehr oft in Tierform (Taube, Adler, Löwe usw.) gehalten sind. Den Ausguß dieses Metallgeschirres bildet dann regelmäßig das Tiermaul.⁴⁾ Daher mag es kommen, daß auch die spätere Ausgußrinne und das Ausgußrohr der Tongefäße schlechtweg „Schnauze“ genannt wurde, trotzdem sie in ihrer Form gar nicht mehr an das Tiermaul erinnerten. Von der Henkelung macht der deutsch-mittelalterliche Töpfer im Gegensatz zu seinem wendischen Vorgänger den ausgiebigsten Gebrauch; vor

3) Vgl. dazu Ermisch, in Buttkes Volkskunde, S. 141.

4) Ich verweise hier besonders auf das romanische Aquamanile. An solche Gefäße erinnern in der Gotik die Wasserspeier der Baukunst.

allen Dingen verwendet er schon sehr frühzeitig mit Vorliebe wurstartig geformte, tiefgeschlitzte, nie glasierte Henkel, die man auch häufig in den Ringwällen antrifft; ich habe sie auch im Rochlitzer Keffling, ferner in der Stollsdorfer Ruine ausgegraben. Manche Gefäße zeigen mehrere Henkel; Deseu bei deutschen Gefäßen konnte ich bisher nicht nachweisen. Ziemlich reich gestaltet der deutsche Töpfer im Mittelalter die Gliederung am Ausgußrand, die in der Form fast an diejenige der Baugesimse erinnert.

Die Endkanten der Gefäße, am Boden, am Ausguß, an den Henkelseiten werden oft durch Drückungen mit einem Stab buchtig gebildet. Als Verzierung auf dem Bauch des Gefäßes wendet der deutsch-mittelalterliche Töpfer ursprünglich, besonders in romanischer Zeit, das eingedrückte oder eingepreßte Ornament an, das nicht selten mit einem Laufrad hergestellt wird. Wir bemerken da besonders oft gitterartige Frieße von Quadraten, Stäbchen, Rauten, sparrartigen Gebilden; doch kommen daneben auch Verzierungen, die aus freier Hand geschaffen werden, vor, wie z. B. Schleifen, Narben, Wellenlinien, welches Ornament freilich keine Hauptrolle mehr spielt; seltener sind komplizierte Muster, die mitunter an romanische und gotische Ornamente erinnern. Das einfachste und häufigste Ornament besteht in tief eingeschnittenen, horizontalen Riefen. — Eine Bemalung kennt der deutsche Töpfer unserer Gegend ursprünglich offenbar nicht; die älteren Gefäße zeigen regelmäßig nur die Farbe ihrer Masse. Doch kommt es vor, daß manche mit einem glänzenden, vielleicht Graphit enthaltenden Ueberzug bestrichen sind. Anderes Geschirr scheint in der Masse mit irgend einem Stoff verjetzt zu sein, welcher dem Material einen etwas silbergrauen Glanz verlieh. Bald kam beim deutschen Töpfer unserer Gegend die Glasur auf. Um welche Zeit das geschah, läßt sich noch nicht bestimmen; ich vermute, daß die Glasurerei um 1300 bei uns schon bekannt und geübt wurde. Anfänglich herrschte die Salzglasur zweifellos gegenüber der Bleiglasur stark vor. In welcher ausgedehnter Weise man um den Ausgang des Mittelalters schon die Glasur anwendete, zu welcher ungemein hohen Blüte die Tonbildnerei damals überhaupt gelangt war, das lehren recht anschaulich die beiden Statuen Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde in unserer Kunigundenkirche, Werke, die für das alte Sachsen in ihrer Art einzig dastehen. Leider war es bei dem gegenwärtigen Zustande dieser Figuren nicht möglich, sie hier in unserem Saale mit auszustellen. Die beim ersten Brand entstandenen Risse der Figuren sind mit Kupferglasur ausgebessert und verschmiert worden. Große malerische Wirkungen durch die Glasurfärbungen erzielen zu wollen, das lag unserem Töpfer des Mittelalters wohl vollständig fern. Nie habe ich auf einer Gefäßfläche zwei oder mehr Farben nachweisen können. Das unglasierte Geschirr hat übrigens das ganze Mittelalter hindurch zweifelsohne bei weitem vorgeherrscht. Vielleicht stellte der zünftige Töpfer Glasiertes nicht gern her, weil sich mit der Glasur leicht allerhand Fehler in der Masse verdecken ließen. An unsern Ofenachseln des 16. Jahrhunderts läßt sich sehr leicht nachweisen, wie man mit der dicken Bleiglasur allerhand Brandrisse ausfüllte. Damit hängt vielleicht zusammen, daß die Ordnung der Rochlitzer Töpferzunft um 1650 ausdrücklich verbietet, die Gefäße zu überziehen. Auf stark gebranntes, regelmäßig mit Salzglasur versehenes Geschirr brachte unser einheimischer Töpfer auch aufgesetzte Ornamente an; hatte man doch schon in der Bronzezeit ganz gewöhnlich allerhand Ornamente, wie Rippen, Buckel u. dergl. aufgeklebt. Der spätmittelalterliche Töpfer drückte Tonkugeln auf und preßte dieselben gern mit einem Hohlstempel zu einer träubchenartigen Rosette, die gewöhnlich einen etwas dunkleren Ton als der Grund aufweist. Eine ganz eigenartige Verzierungsweise besteht darin, daß der Kley zu einem benimmbten Menschengesicht, das offenbar einen Heiligen oder den Heiland andeuten soll, umgeformt wurde. Diese höchst merkwürdige Bildung habe ich bisher an zwei Gefäßen aus dem Buschholz des Kefflings nachweisen können. Auf eine Anfrage über diese Angelegenheit, welche ich an das germanische Museum richtete, wurde mir die Mitteilung, daß diese auffällige Verzierungsweise nach Wissen des Museums sonst noch nie an mittelalterlichen Gefäßen beobachtet worden wäre. Ich vermute, daß diese mit den menschlichen Gesichtern versehenen Gefäße eigens zu Kultzwecken geschaffen worden sind. Das gilt meines Erachtens auch von jenem Geschirr, welches die sogenannte wendische Töpfermarke aufweist. In der Rochlitzer Gegend habe ich nur einmal ein Stück von einer solchen vermeintlichen Marke gefunden, in Stöbnig. In unserer Sammlung hier liegt ein Bodenstück mit einem solchen Markengebilde aus, das bei Grimma gefunden wurde; es zeigt ein erhabenes gleichschenkliges Kreuz in einem Kreis, der aber das Kreuz nicht berührt. Derartigen Zeichnungen lege ich den Sinn des kirchlichen Symbols bei. Das sogenannte Rad kann man regelmäßig als benimmbtes Kreuz auffassen: als Rad hat es keine Nabe. Die als vermeintliche Marke nachweisliche „Hand“ läßt sich ferner ganz einfach als Gotteshand, als Symbol für Gott, welches in mittelalterlicher Zeit oft verwendet wurde, erklären. Wenn die angeführten Zeichen

Töpfermarken gewesen wären, so könnte man doch kaum begreifen, weshalb dieser Markengebrauch im späten Mittelalter nicht üblich war; außerdem müßte man in den verschiedenen Gegenden ganz abweichende Marken finden, was nicht der Fall ist. Die christlich-symbolischen Zeichen waren überall dieselben. Für die Rochlitzer Gegend scheint es, als ob hier der Heiligenkopf gleichbedeutend mit Hand, Kreuz u. a. aufzufassen sei. Verschiedener ganz eigenartiger Verzierungsweisen ist schließlich noch zu gedenken, die sich im Mittelalter immer mehr herausbildeten und gegen Ausgang desselben das bessere Geschirr unserer Gegend geradezu beherrschten; auf gröberer, unglasierter Ware kommen sie seltener vor. Da ist zunächst ein Ornament zu erwähnen, das ich das „römische Zahlen-Ornament“ nennen möchte, da es aussieht, als wenn Zeilen mit der römischen Zahl X mit zugefügten Einsen (III) den ganzen Leib des Gefäßes bedeckten. Ein Ornament ähnlicher Wirkung besteht in einem Muster von Sparren oder Winkeln, ein anderes schließlich in einer Art Zahnschnitt. Bruchstücke von solchem Geschirr kommen wohl in den Fluren aller hiesigen Ortschaften, am meisten aber im städtischen Gebiet, vor, sicher ein Zeichen, daß dieses Geschirr um den Ausgang des Mittelalters zu den gebräuchlichsten gehörte. Schließlich sei noch eines eigenartigen Geschirres gedacht, das ein ganz merkwürdiges Ansehen besitzt: Die Masse dieser Ware ist ganz dicht mit zerstoßenen Quarzstücken durchsetzt, die bei hoher Glut wie angeschmolzen sind. Die betreffenden Scherben klingen hell und sind fest wie harter Stein; doch scheint derartige Ware selten gewesen zu sein.

Diese kurze Darstellung möge genügen, um einen Begriff von der Art unserer einheimischen Tonware in deutsch-mittelalterlicher Zeit zu geben. Sollte sich durch die Ausstellung und den Vortrag mancher veranlaßt fühlen, teilzunehmen an Forschungen auf dem Gebiete der volkstümlichen mittelalterlichen Keramik, so würde dies als ein günstiges Mitergebnis der heutigen Sitzung nur mit Freuden zu begrüßen sein. Die Volkskunde braucht in dieser Beziehung viele Kräfte; denn es sind keramische Untersuchungen in zahlreichen Gegenden anzustellen, damit die Ergebnisse dann verglichen werden können und die Landeskunde ein einheitliches Bild zu zeichnen vermag. Besonders möchten sich die Gebildeten in Dörfern und kleinen Städten der in Rede stehenden Angelegenheit mehr widmen, da sich in solchen Ortschaften oft Gelegenheit bietet, Erdarbeiten an Stellen, die für keramische Forschungen wichtig sind, zu beobachten. Man prüfe die zutage tretenden Scherbenfunde und sammle sie, falls sie geeignet sind, wünschenswerte Aufschlüsse zu geben. Dabei möchten aber immer Scherben aller Arten aufgehoben werden, nicht nur etwa diejenigen, die für einen Sammler wegen ihrer Seltenheit Interesse haben. Denn der Gesamtüberblick über den ganzen Fund allein läßt wichtige Schlüsse zu, zumal wenn es sich um Datierungen alter eingegangener Siedlungen handelt. Die Fragen, die sich an alte keramische Funde knüpfen, sind oft so vielseitig, daß man beim Bergen derartiger Ausgrabungsgegenstände gar nicht umsichtig genug sein kann. Es würde z. B. ganz unwissenschaftlich sein, gewisse Scherben von einer wichtigen Fundstelle unbeachtet zu lassen, weil sie in unserer Zeit vielleicht zu den gewöhnlichsten gehören. Natürlich ist es nicht angängig, alle Scherben sämtlicher bemerkenswerten Fundstellen aufzuheben. Proben genügen. Doch möchte auch auf etwaige Nebenumstände gelegentlich des Fundes, die zur Datierung desselben beitragen könnten, geachtet werden. Erst durch wissenschaftlich genaue Beobachtungen wird es vielleicht gelingen, manchen wichtigen Nachweis zu erbringen, z. B. darüber, wann die Glasur in der Gegend allmählich aufgefunden ist. — Die keramischen Forschungen über unser Mittelalter können füglich sogar noch volkserzieherisch wirken, denn auch sie lehren uns, daß sich das Leben in der sogenannten guten alten Zeit in vieler Hinsicht durchaus nicht so prunkend und farbenglänzend abspielte, als wie dies die Einbildung des Volkes glaubt, daß es eine Torheit ist, die großartigen Errungenschaften der Neuzeit für nichts zu achten und von einem märchenhaften, eitel wohligen Sein der Vergangenheit zu träumen. Dem Volk dies klar vor Augen zu führen, ihm zu beweisen, in wie vieler Hinsicht der reiche Mann von ehemals schließlich armseliger lebte als der Unbegüterte der Neuzeit, das ist auch eine wichtige Aufgabe der Archäologie und der Volkskunde, von welchen Wissenschaften die Keramik nur ein Kapitel bildet.

